Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich zweimal, Sonntags u. nach Feiertagen nur einmal. Bezugspreis: wöchentl. 5,60 ℳ, monatl. 24,— ℳ, vorauszahlbar frei ins Haus.
Für Abholer 21,— ℳ.
Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock.
Verantwortlicher Redakteur: Paul Bugdahn, Altona.
Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Buchhandlung: Erdgeschoß.
Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstraße 11, 1. Stock.

Einzelnummer morgens 40 ₰, abends sowie Sonn- und Festtags 60 ₰.

Hamburger Echo

Anzeigen die elfgespaltene Petitzeile 5,60 ℳ.
Arbeitsmarkt u. Familienanzeigen 3,50 ℳ.
Kleine Anzeigen bis 9 Zeilen die Zeile 3,25 ℳ.
Anzeigen-Annahme Fehlandstraße 11 im Erdgeschoß (bis 7 Uhr abends für den folgenden Tag), in den Filialen (bis 5 Uhr) und in allen Annoncen-Bureaus.
Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit.

Nr. 76. Dienstag, den 14. Februar 1922 — Abend-Ausgabe. 36. Jahrgang.

Der Weg der Verständigung.

Lloyd George verfolgt mit Zähigkeit und Geschick seinen Plan der Wiederherstellung der Weltwirtschaft. Man kann den Engländern die Anerkennung, ja die Bewunderung nicht versagen für die Disziplin, mit der sie ihren „Premier“ dabei unterstützen. Etwas ähnliches wäre in einem anderen Lande kaum, in Deutschland ganz gewiß nicht möglich.

Man vergegenwärtige sich die Tatsachen. Der Krieg, nach ungeahnter Dauer und ungeahnten Opfern, ist siegreich beendet. So siegreich, daß der gefährlichste Konkurrent zur See und auf dem Weltmarkt als Militärmacht scheinbar für immer ausgeschaltet ist, als Kolonialmacht verschwindet und als Wirtschaftskonkurrent zur Ohnmacht verurteilt ist. Gleichzeitig hat England riesige, sehr wertvolle Gebiete seinem Kolonialreich einverleibt, das sich während des Krieges als widerstandsfähiges, einheitliches Gebilde erwiesen hat. Was Wunder, daß unter diesen Umständen sich eine Art Rausch der Engländer bemächtigte und sie während der „Khakiwahlen“ im Dezember 1918 unter der Führung von Lloyd George ein konservatives Parlament wählten. Doch unter den Hammerschlägen der Wirtschaftskrise verfliegt der Rausch sehr schnell. Und da konstatieren die Engländer, daß an Stelle Deutschlands die weit gefährlicheren Vereinigten Staaten getreten sind, daß die „befreiten“ Araber und Aegypter ihre Unabhängigkeit fordern, daß im Orient, mit Hilfe Rußlands, sich eine Riesengefahr für Indien und den Suezkanal entwickelt, daß im Stillen Ozean sich ein Zusammenstoß zwischen den Vereinigten Staaten und Japan vorbereitet, in den England fast unausweichlich hineingezogen werden wird.

Zwei Wege bleiben den Engländern offen, um allen diesen Gefahren zu begegnen. Die Anwendung der Gewalt oder der Verständigung durch rechtzeitiges Nachgeben. Die englische Regierung entschließt sich für die zweite Methode. Für ein ohnmächtiges, waffenloses Volk ist es leicht, Vorkämpfer der Völkerverständigung zu sein; denn für dieses ist sie eine Existenzfrage. Anders ein siegreiches Volk, das auf dem Gipfel seiner Macht steht, dessen Reich ohne Beispiel in der Weltgeschichte ist. Und doch wählt die englische Regierung diesen Weg, und doch gelingt es ihr in kurzer Frist, das englische Volk zur friedlichen Verständigung zu bekehren. Wenn eine deutsche Regierung, die den Weltkrieg gewonnen hätte, einen ähnlichen Entschluß gefaßt haben würde, sie wäre innerhalb 24 Stunden von der militärischen Kamarilla, unter dem Beifall der gesamten Gesellschaft von „Bildung und Besitz“, hinweggefegt worden. Diese Machtstellung war eine Spezialität des deutschen Militarismus, vielleicht auch noch des russischen. —

Wir haben seitdem Schritt für Schritt die Erfolge dieser Verständigungspolitik beobachten können. Auch die jetzt abgeschlossene Abrüstungskonferenz von Washington gehört dazu. Sie ist von England hauptsächlich deshalb angeregt worden, um eine Verständigung zwischen Japan und den Vereinigten Staaten herbeizuführen und um ein Wettrüsten mit Amerika zu vermeiden. Darüber hinaus versuchte man auch Frankreich zur Abrüstung zu bewegen. Letzteres ist nicht gelungen.

Im übrigen aber ist die Konferenz ein unbestreitbarer diplomatischer Erfolg der englischen Regierung, auch wenn man die unmittelbaren Resultate der Konferenz von Washington nicht hoch bewertet. Es ist gelungen, eine Verständigung im Stillen Ozean zwischen Japan und den Vereinigten Staaten herbeizuführen. Die stachlige Frage der Insel Jap ist durch ein Kompromiß gelöst worden. Das Viermächteabkommen ist die Grundlage für die weitere Verständigung. Auch in den heiklen Fragen, betreffend Schantung und die Mandschurei, kam es zu einem Kompromiß.

Die Abrüstung zur See kann man sehr skeptisch beurteilen, besonders soweit ein eventueller europäischer Seekrieg in Frage kommt. Denn durch das Festhalten Frankreichs an den Unterseebooten und Englands an der Bewaffnung der Handelsschiffe ist die ganze Abrüstung für Europa illusorisch gemacht. Anders bezüglich Amerika und Japan. Hier hat England den Vereinigten Staaten die Konzession gemacht, daß kein Kriegsschiff von mehr als 35 000 Tonnen (größere können nämlich nicht durch den Panamakanal) gebaut werden soll. Japan hat das Zugeständnis gemacht, nicht mehr als 300 000 Tonnen Großkampfschiffe zu bauen, gegen 535 000 Tonnen amerikanische. Auf eine gleiche Ziffer hat sich England festgelegt.

Mit diesem scheinbar amerikanischen, in Wirklichkeit englischen Erfolg ist die Grundlage für eine weitere Verständigung geschaffen. Hoffen wir, daß in Genua ein weiterer Fortschritt zu verzeichnen ist. J.-S.-J.

Am Vorabend der Entscheidung.

Beamte und Regierungskrise.

Jedesmal, wenn eine Regierungskrise droht oder ausbricht, erhalten die Redaktionen der Parteiblätter aus den Reihen der Parteigenossen zahlreiche Zuschriften. In der einen steht, man solle nur unter allen Umständen festbleiben, keine Zugeständnisse machen, auf allen Forderungen bestehen und sich nicht darum kümmern, was weiter daraus werde. In den andern Briefen aber wird die Partei beschworen, unter allen Umständen errungene Machtpositionen festzuhalten, und es werden die Folgen, die der Austritt der Sozialdemokraten aus der Regierung haben würde, in den schwärzesten Farben dargestellt.

Bei den Briefen zweiter Sorte braucht man kaum erst nach der Unterschrift zu sehen, um zu erkennen, daß sie von Beamten geschrieben sind. Denn wenn es selbstverständlich auch außerhalb der zu unserer Partei stehenden Beamten Genossen gibt, die nicht ohne Sorge den bürgerlichen Parteien die Regierung überlassen möchten, so sind doch im Falle einer Regierungskrise die parteigenössischen Beamten immer die aktivsten Vertreter dieser Anschauung.

Und das ist wahrhaftig auch kein Wunder. Die Beamten spüren einen politischen Kurswechsel am unmittelbarsten. Alle sozialdemokratisch oder auch nur allgemein republikanisch gesinnten Beamten sehen in sozialdemokratischen Ministern den besten Schutz für ihre Bestrebungen und die beste Aussicht für ihren Erfolg. Tritt die Sozialdemokratie aus der Regierung aus, so fühlen sie sich im Stich gelassen, so befürchten sie, daß ihre reaktionären Vorgesetzten dann wieder mit ihnen umspringen würden, wie es ihnen beliebte, und daß sie in einen ähnlichen Zustand vollkommener Unfreiheit herabsinken könnten wie in der Zeit des Kaisertums.

Als in der Landesorganisation der SPD. Groß-Hamburgs über den Eisenbahnerstreik gesprochen wurde, waren es auch hier die Vertreter der Eisenbahnbeamten, die geradezu Loblieder anstimmten auf die Zeit, da Genosse Bauer an Groeners Stelle stand, und die immer wieder deutlich betonten, daß erst mit dem Einzug Groeners der schärfere Kurs begonnen habe. Die Beamten, die mitten in der Verwaltung stehen oder doch Einblick in sie haben, sind am meisten daran interessiert, wer an deren Spitze steht. Ihr Wunsch kann nur sein, möglichst freiheitliche und linksgerichtete Männer auf diesen Posten zu sehen.

Daß solche Auffassungen nicht nur von den sozialdemokratischen Beamten vertreten werden, beweist, wenn das Nachrichtenbureau „Dena“ recht hat, ein bezeichnender Vorfall in der Fraktionssitzung der Deutschen Volkspartei vom letzten Sonnabend. Dort bekämpfte Herr v. Kardorff mit größter Entschiedenheit die inzwischen verwirklichte Absicht, gegen die Regierung Wirth ein Mißtrauensvotum einzubringen. Er fand aber dabei keine Unterstützung außer bei einem einzigen Fraktionsmitglied — einem Beamtenvertreter. Die Stellungnahme dieses Beamtenvertreters ist nur zu verständlich. Hat doch die Deutsche Volkspartei durch ihr Mißtrauensvotum zum Ausdruck gebracht, daß die gegenwärtige Regierung viel zu glimpflich mit den Beamten verfahre und daß ganz anders dreingeschlagen werden müsse, als das bisher geschehen sei. Kein Wunder also, daß es da den Vertretern der Beamten bis weit nach rechts hinüber und den Beamten selbst grün und gelb vor den Augen wird bei der Aussicht, die gegenwärtige Regierung könnte gestürzt und durch eine andere ersetzt werden, die im Sinne der beiden Rechtsparteien einen schärferen Kurs gegen die Beamten einschlüge.

Das sind Tatsachen, die sich auch die Unabhängigen sehr genau überlegen sollten. Sie haben den Eisenbahnerstreik für eine günstige Gelegenheit gehalten, sich, wie man so zu sagen pflegt, an die Beamten gehörig heranzuschmeißen. Die Eisenbahner und Postler, die auf den Reichstagstribünen saßen, sollten den Eindruck erhalten, als ob niemand sich ihrer tüchtiger annehme als Wilhelm Dittmann, der mit drohend geschwungener Redekeule gegen die Regierung vorging. Aber, oh weh! In dem Augenblick, in dem die Geschichte ernst zu werden droht, wird man doch des Schadens gewahr, der für die Beamten entstehen würde, wenn die Regierung auf der Strecke bliebe. Und könnten die Beamten heute direkt darüber abstimmen, ob der Reichstag am Mittwoch das Vertrauensvotum für die Regierung annehmen solle, so würde eine erdrückende Mehrheit mit „Ja“ antworten.

Die Minderheit aber würde, um auch dieses Mißverständnis zu zerstreuen, nicht etwa unabhängig, sondern deutschnational sein.

Ernste Lage.

SPD. Berlin, 14. Februar. (Drahtbericht.)

Die Situation hat sich bis heute Vormittag nicht geändert. Die Lage ist ernst, zumal der Reichskanzler auch mit einer geringen Mehrheit sich nicht zufrieden geben wird, anderseits auch noch keine Aussicht auf eine Dr. Wirth zufriedenstellende Mehrheit besteht. Die Unabhängigen, die zu einer Mehrheit beitragen könnten, beharren noch immer in ablehnender Haltung. Die „Freiheit“ sagt heute morgen u. a., daß es für die Unabhängigen Grenzen des Entgegenkommens gibt, die nicht überschritten werden dürften. Die Regierung Wirth habe schon in der Frage des Steuerkompromisses versagt; dann sei noch dem Eisenbahnerstreik eine Haltung eingenommen worden, die sie in Gegensatz zu der Arbeiterschaft brachte. Die Regierung habe sich also, so schreibt das Blatt zum Schluß, durch ihre eigene Schuld in ihre jetzige Lage gebracht.

Im Laufe des heutigen Tages werden jedenfalls Verhandlungen stattfinden, um einen Ausweg aus der kritischen Lage zu suchen. Welcher Art dieser Ausweg sein wird und ob er überhaupt gefunden wird, kann im Augenblick noch nicht gesagt werden.

Ueber die Haltung der bayerischen Volkspartei

bei der morgigen Abstimmung im Reichstag herrscht noch äußerste Unklarheit, da die Bayerische Volkspartei über ihre Haltung selbst sehr wenig hat verlauten lassen. In ihrer gestrigen Ausgabe nimmt die „Bayerische Volkspartei-Korrespondenz“ zu der gegenwärtigen Frage Stellung und sagt u. a.: „Die Bayerische Volkspartei hat sich bei der Abstimmung über den Steuerkompromiß von dem Gedanken leiten lassen, daß aus außenpolitischen Gründen ein Kanzlerwechsel zurzeit nicht im Interesse Deutschlands läge. Mit der Einnahme dieses Standpunktes aber würde keineswegs ein Vertrauensvotum für alle außenpolitischen Handlungen des Kabinetts Wirth ausgesprochen. Doch darf anderseits die Stellungnahme zur Persönlichkeit und Politik des Reichskanzlers uns nicht verleiten eine Katastrophenpolitik zu treiben, die wohl im Augenblick sehr populär wäre, aber einen allgemeinen politischen Katzenjammer nach sich ziehen würde. Jetzt im Augenblick einen Kabinettwechsel im Reiche zu verhindern, heißt noch lange nicht die bisherige Politik der Regierung zu decken oder ihr eine Blankovollmacht für alle Zukunft zu geben.“

Sollte man aus diesen Worten eine Unterstützung des Vertrauensvotums herauslesen dürfen?

Worüber der „Temps“ sich Gedanken macht.

Der Pariser „Temps“ beschäftigte sich in seiner gestrigen Ausgabe mit der Kabinettskrise in Deutschland. Das Blatt nimmt an, daß die Regierung Wirth eine Mehrheit finden würde, diese Mehrheit jedoch so gering sein wird, daß nichts anderes als ein Rücktritt übrig bleibt. In diesem Fall wird nach der Ansicht des „Temps“ die Beantwortung der Frage interessant, woher die beiden Parteien, welche die Regierung bekämpfen, also die Kommunisten und die Rechtsparteien, die Mittel zu ihrer Propaganda erhalten. Der „Temps“ stellt dann Hypothesen auf, die sich auf Rußland als den Geldgeber beziehen und weiterhin die Monarchisten als Finanzgeber gegenüber den Kommunisten bezeichnen. Um diese Behauptung zu stützen, erinnert der „Temps“ daran, daß auch 1917 die russische Revolution mit dem Gelde des deutschen Generalstabes finanziert worden sei. Auch die Propagandamittel der Stinnes-Partei erscheinen dem „Temps“ äußerst verdächtig.

Generale unter sich.

Auf eine im „Tag“ vom 12. Februar veröffentlichte Erklärung des Generals von Bernhardi über die Vorgänge am 9. November 1918 bestreitet Generalleutnant Scheuch, „in verhängnisvoller Weise zum Gelingen der Revolution“ beigetragen zu haben, was B. behauptet hatte, da es Tatsache sei, daß die Regierungsgeschäfte durch den Reichskanzler an den Abgeordneten Ebert übergeben wurden und das Oberkommando in den Marken nach eigener öffentlicher Bekundung „ohne irgendwelche Beeinflussung durch den Reichskanzler oder Kriegsminister“ das allgemeine Schießverbot erließ, nachdem die angeforderten Feldtruppen ausblieben.

Die Auseinandersetzungen der Generale, die eine Art Schuldfrage untereinander diskutieren, können die Sozialdemokratie völlig kalt lassen. Insbesondere braucht der General und ehemalige Kriegsminister Scheuch nicht so entrüstet die Verantwortung für das Schießverbot von sich weisen. Die sozialdemokratischen Führer, u. a. Scheidemann, der sehr gut darüber Bescheid weiß, werden sie ihm gern abnehmen.

Um Braunschweigs sozialistische Regierung.

Am Mittwoch findet in Braunschweig eine Mitgliederversammlung der USP. statt, in der Crispien vom Zentralvorstand sprechen wird. Auf der Tagesordnung steht der Ausschluß Oerters aus der Partei. Oerter selbst hat seinen Austritt. In sozialistischen Kreisen Braunschweigs erwartet man, daß der Ausschluß Oerters aus der Unabhängigen Partei bis zum Wiederzusammentritt des Braunschweigischen Landtages am 21. Februar endgültig ist. Insofern betrachtet man die Bildung der rein sozialistischen Regierung als gesichert. Die Kommunisten haben ohne Bedingungen zugesagt, ein sozialistisches Kabinett zu unterstützen.

Wie der „Braunschweiger Volksfreund“ erfährt, wird im Falle Oerter-Otto ein Wiederaufnahmeverfahren eingeleitet werden, das mit einer weit höheren Strafe, als sie Oerter in dem ersten Prozeß erhalten hat, abschließen dürfte.

Vom internationalen Arbeitsmarkt.

Die Wirkung der noch immer fortdauernden Weltwirtschaftskrise äußert sich mit ganz besonderer Schärfe am Arbeitsmarkte der hochvalutarischen Länder. Am stärksten ist unser Hauptkonkurrent am Weltmarkte, Groß-Britannien, betroffen. Nach den Feststellungen der englischen Statistik waren Ende Dezember vorigen Jahres nahezu 2 Millionen Arbeitslose vorhanden gegen rund 700 000 Ende Dezember 1920. Prozentual ergibt sich eine Steigerung von 5,8 auf 16,2 vom Hundert. Hierbei sind noch nicht berücksichtigt die Kurzarbeiter, bei denen vielfach der Grad der Arbeitsverkürzung so stark ist, daß sie auf Grund der gesetzlichen Bestimmung berechtigt sind, Unterstützung aus der Arbeitslosenversicherung zu beantragen. Ende Dezember 1921 wurden 316 000 derartige Kurzarbeiter gezählt, die Unterstützung empfingen. Angesichts einer solchen ungünstigen Arbeitsmarktlage erscheint es nicht weiter verwunderlich, daß der Lohnabbau in England im letzten Jahre beträchtliche Fortschritte gemacht hat. Es ergibt sich für durchschnittlich etwa 7 Millionen Beschäftigte eine Herabsetzung der Wochenlohnsumme um 6,7 Millionen Pfund Sterling, während im Jahre 1920 bei etwa 7,7 Millionen Arbeitern eine Lohnerhöhung um 4,8 Millionen Pfund Sterling zu verzeichnen war. Von den Lohnherabsetzungen des vergangenen Jahres beruht ein Betrag von 3,75 Millionen Pfund auf Vereinbarung über gleitende Lohnskala. In Belgien ist gegen Jahresschluß eine leichte Besserung der Arbeitsmarktlage eingetreten. Immerhin kamen Ende Oktober auf 100 organisierte Arbeiter noch 13,6 Erwerbslose, gegen 32,3 im Mai, dem ungünstigsten Monat des vorigen Jahres. Sehr ungünstig ist die Lage des Arbeitsmarktes in Holland. Hier ist nach Zeitungsmeldungen die Zahl der Arbeitslosen von etwa 30 000 im November auf rund 60 000 am Jahresschluß gestiegen. Auch in Dänemark hat sich die Situation wesentlich verschlechtert. In der ersten Januarwoche 1922 wurden 82 825 Erwerbslose gezählt, gegen 62 000 Anfang November 1921 und 16 000 im November 1920. Nach der Statistik der Fachverbände entfielen Ende Dezember 1921 auf 100 Mitglieder 25,2 Arbeitslose. In Schweden ergab sich Ende November 1921 sogar ein Prozentsatz von 28,6 % an Arbeitslosen. In Norwegen ist die Lage nur wenig günstiger. In der Schweiz wurden Ende Dezember 88 967 Arbeitslose gezählt gegen 21 000 im entsprechenden Zeitpunkte des Vorjahres. In Italien stieg die Zahl der Erwerbslosen von 470 542 am 1. September auf 512 260 am 1. Dezember. Für die Vereinigten Staaten fehlt eine genaue Arbeitsmarktstatistik. Nach übereinstimmenden Meldungen soll aber um die Jahreswende dort eine weitere Verschlechterung eingetreten sein. Man schätzt die Gesamtzahl der Arbeitslosen in der Union auf 6 Millionen. Hiergegen erscheinen die deutschen Ziffern noch als verhältnismäßig günstig. An 396 deutschen Plätzen, für die vergleichbare Statistiken vorlagen, betrug die Gesamtzahl der Vollerwerbslosen am 21. Januar dieses Jahres 124 447 gegen 128 192 in der vorangegangenen Woche. Von diesen Arbeitslosen entfallen allein auf Groß-Berlin 57 582. Verhältnismäßig gering ist die Arbeitslosigkeit im westdeutschen und sächsischen Industrierevier.

Folgen der Weltwirtschaftskrise. 40 000 Baumwollspinnereiarbeiter in New England proklamierten den Streik, um gegen die Herabsetzung der Löhne um 20 % und den Versuch der Verlängerung der Arbeitszeit von 48 auf 54 Stunden wöchentlich zu protestieren.

Stand des Dollars (vorbörslich) 204.

Amerika baut ab.

Vor dem Marineausschuß des amerikanischen Repräsentantenhauses trat Marinesekretär Denby für die Herabsetzung des Effektivbestandes der amerikanischen Kriegsmarine im nächsten Etatsjahre von 100 000 auf 90 000 Seeleute ein. Die Zahl der Schiffsjungen, 6000, soll beibehalten werden. Ferner empfahl er, über 100 Torpedobootszerstörer aus dem Dienst zurückzuziehen. Diese Vorschläge würden eine jährliche Ersparnis von 70 Millionen Dollar bedeuten.

Verhandlungen mit der Reparationskommission. Wie der SPD. von zuständiger Stelle mitgeteilt wird, ist das belgische Mitglied der Reparationskommission Bemelmans mit mehreren Beamten der Reparationskommission in Berlin eingetroffen. Zweck der Reise nach Berlin ist, mit der deutschen Regierung über Einzelheiten der Reparationsleistungen zu beraten.

Die ausgewiesenen Menschewisten in Berlin.

Am Mittwoch trifft eine Gruppe aus Sowjetrußland ausgewiesener Menschewisten (Sozialdemokraten) mit Dan an der Spitze aus Riga in Berlin ein. Das Zentralkomitee der Lettländischen Sozialdemokratischen Partei hat den ausgewiesenen Prateigenossen weiteste Unterstützung angedeihen lassen. Die Berliner sozialdemokratischen Kreise planen einen feierlichen Empfang der russischen Menschewisten.

Unter Horthys Schutz. Die „Vossische Zeitung“ veröffentlicht eine ihr zugegangene Meldung, nach der die beiden Mörder Erzbergers, Schulz und Tillesen, in Budapest eingetroffen seien. Dort sei ihre Anwesenheit ein offenes Geheimnis. Das Blatt fügt hinzu, daß es keinen Grund habe, an der Zuverlässigkeit der Nachricht zu zweifeln.

Der Wanderer ohne Weg.

Roman von August Hinrichs.

[27]

Und dennoch, ich ertrug dies Fiebern und Drängen nicht mehr. Als ich eines Nachts in einer Scheune trotz des reichen Strohlagers keinen Schlaf finden konnte vor meinen dummen Gedanken, raffte ich mich plötzlich auf, lief in der Dunkelheit nach dem nächsten Bahnhof, hörte, daß noch um Mitternacht ein Zug abging und war froh, gerade noch eine Fahrkarte erschwingen zu können.

Im Morgengrauen war ich am Ziel — in derselben Stadt mit Luise; in wenigen Stunden sollte ich sie wiedersehen.

Nun erst fiel mir mein Aeußeres schwer aufs Gewissen — konnte ich ihr so unter die Augen treten? Ich ließ mich rasieren, putzte die Stiefel, bürstete und klopfte an meinem Zeug, so gut es ging und setzte mich leidlich wieder instand. Damit verging die Zeit, es war um die Frühstücksstunde, jetzt ohne Aufenthalt zu ihr!

Da stand ich vor dem Haus, hörte durch den Torweg von der Werkstelle her Klopfen und Sägen — es heimelte mich wunderlich an, und eine starke Freude zog mir ins Herz. Rasch trat ich in die Tür.

Ich wußte, der Onkel war um diese Zeit im Wohnzimmer beim Frühstück, und als nicht sofort jemand erschien, klopfte ich an die Stubentür.

„Herein,“ hörte ich des Onkels Stimme.

Nun stand ich auf der Schwelle, überflog mit einem Blick das bekannte Zimmer, den Onkel, die Tante — Luise saß nicht an ihrem Platz — da rief der Onkel schon: „Herr Jesus, der Paul!“

Weggeblasen waren alle meine Sorgen, das klang herzlich und fröhlich. Ich war willkommen, Gottlob!

Auch die Tante war aufgesprungen und gab mir die Hand, dann saß ich am Kaffeetisch, den beiden gegenüber, mußte zulangen und erzählen, horchte zwischendurch nach draußen und wähnte jeden Augenblick, Luisens raschen Schritt zu hören.

„Und jetzt bleibst Du hier, mein Junge,“ sagte Onkel Tobias, „wir haben Arbeit die Fülle. Ich bin recht froh, daß Du zurück bist.“

Ich sah die Tante an, sie nickte mir freundlich zu — was hatte sie nur so umgewandelt?

„Wenn es Dir recht ist, Onkel Tobias, ich bleibe schon gern genug!“

„Siehst Du,“ sagte er zu seiner Frau und schüttelte meine Hand, „was habe ich immer gesagt? Laß den Paul nur eine Zeitlang draußen sein, dann kommt er schon zurecht.“

Und er begann mir auseinanderzusetzen, wie er sich künftig meine Stellung dachte. Der Altgeselle war zwar noch da, aber ich sollte in der Werkstatt der Erste sein, hatte ja auch tüchtig was gelernt und verstand es, ein Möbelstück aufzureißen und eine Zeichnung zu machen.

Ich horchte zwischendurch ungeduldig nach der Tür, und als der Onkel eine Pause machte, nahm ich mir ein Herz und fragte nach Luise.

„Laß das, mein Junge,“ sagte er ernst und freundlich, „davon wollen wir jetzt nicht reden. Dann überlegte er. „Der Paul könnte das Zimmer neben dem meinen bekommen — was meinst Du?“

„Gewiß,“ sagte die Tante, „es ist ja frei.“

Neben dem Onkel — das war Luisens Zimmer gewesen. Wo blieb sie denn nur, war sie nicht mehr im Hause?

Ich stand auf: „Onkel, ich muß wissen, wie es mit der Luise ist.“

Er sah mich verwundert an: „Wir tragen Dir nichts nach, das hörst Du ja — es war eine Dummheit — fertig damit. Vergessen!“

Was war das? Eine furchtbare Ahnung dämmerte mir auf.

„Onkel Tobias!“ keuchte ich, „wenn Du glaubst, daß ich dies — einfach vergessen — Luise — wo ist Luise?“

Er starrte mir ins Gesicht: „Ja — weißt Du denn nicht,“ und dann zu seiner Frau mit starker Stimme: „ich hatte Dir gesagt —“

„Wußte ich denn, wo er steckte?“ fuhr sie rasch dazwischen.

„Du solltest ihm schreiben,“ vollendete er drohend.

„Was — um Gotteswillen — wo ist sie —“

Er sah die Tante böse an und ballte die Fäuste, dann wandte er sich zu mir: „Luise ist doch verheiratet, schon seit einem halben Jahr.“

Ich spürte einen dumpfen Druck, als würde mein Herz zusammengeschnürt; das Zimmer drehte sich um mich, alles schwankte, da sah ich die Tante vor mir mit ihrem hämischen Blick — eine Wut schoß in mir hoch, und mit einem Satz sprang ich auf sie los.

Ich hörte ihren gellenden Schrei, dann riß mich der Onkel zurück. Er war rot im Gesicht und packte mich hart am Arm: „Das geht nicht — das geht nicht — und wenn es noch so — das geht nicht.“

Die Tante raffte sich auf und stürzte hinaus. Ich konnte mich nicht besinnen und muß wohl jammervoll ausgesehen haben, denn der Onkel ließ mich los und sah mich mitleidig an.

„Ich hatte mich gefreut, daß Du wieder hier warst — aber so — so,“ er schüttelte den Kopf, ließ sich schwer in einen Stuhl fallen und legte die geballte Faust auf den Tisch. „So geht's nicht. Aus!“

Ein schmerzender Gedanke kreiste in meinem Hirn.

„Und Ihr — Ihr habt sie gezwungen!“ schrie ich ihn an, sag's nur, weil ich nichts hatte und nur ein armseliger Lump bin.“

„War nicht nötig,“ sagte er ingrimmig, und dann, nach einer Pause hart und verächtlich: „Weiber!“

„Das ist nicht wahr!“

Er hob die Hand und ließ sie wieder fallen: „Frag sie.“

Da stand ich still, wollte aufbrüllen und konnte keinen Ton hervorbringen, drehte mich langsam um und ging zur Tür.

Plötzlich stand Onkel Tobias hinter mir und faßte meine Hand: „Junge — leb wohl —“

Ich antwortete nicht und ging, die Tür blieb offen hinter mir.

Ohne Gedanken lief ich durch die Straßen, von selbst und ohne Ueberlegung die Wege einschlagend, die ich früher gegangen war. Als mich einer erkannte und nach flüchtigem Zaudern grüßte, schrak ich zusammen — fort, nur fort, daß ich kein bekanntes Gesicht mehr zu sehen brauchte. Aber als ich draußen war, hielt es mich wieder fest. Da lief ich in weitem Bogen rund um die Stadt, verbarg mich im Wald wie ein Raubtier und versuchte zu denken.

Aber in meinem Gehirn wirbelte es toll durcheinander von Verzweiflung und Hoffnung, vielleicht war alles gar nicht wahr, vielleicht war alles nur von der Tante ausgeklügelt, um mich sofort wieder in die Fremde zu jagen. Vielleicht rang sich Luise irgendwo die Hände nach mir wund, und ich hatte mich vom ersten Wort abschrecken lassen und war davongerannt. Und schließlich schälte sich immer fester der eine Gedanke heraus: Sie selbst soll es Dir sagen! Sie selbst!

Aber ich wußte ja nicht einmal, wo sie war.

Ich schlich zurück in die Stadt, wartete bis es Feierabend war und suchte dann unseren Altgesellen auf, der trotz seiner wunderlichen Schrullen und Eigenheiten doch immer ein guter Kamerad gewesen war. Er war unverheiratet geblieben und besorgte in seinem kleinen Haushalt alles selbst. Als er mich erkannte, erschrak er vor meinem wüsten Aussehen und machte ein grimmiges Gesicht: „Also so kommt man heim, Du Lotterkerl — der Schnaps verderbt die Welt, hier wie draußen. Siehst sauber aus, muß ich sagen. Was willst Du?“

Ich blieb vor ihm stehen: „Sag mir nur das eine, Klaus, ist das wahr — Luise —?“

Da merkte er, daß es nicht der Schnaps war, der mich verwirrte und starrte mich sprachlos an.

„Klaus, ist das wahr?“ drängte ich.

„Was soll's,“ sagte er und sah scheu von mir weg, „warst Du schon beim Meister?“

Ich nickte.

„Na, ja, es geht ihr gut, glaub ich.“

Ich packte ihn an den Schultern und schüttelte ihn: „Was ist mit ihr — ich will es wissen!“

Da lachte er kurz auf: „Es ist schon so, sie taugen alle nichts. Und er hatte Geld — mehr als Du, mein Junge.“

Ich stöhnte und ließ ihn los. „Wo ist sie —?“

Er nannte mir ihre Wohnung, sie war hier in der Stadt.

„Und wer — wer ist — ihr?“

„Mann“ wollte ich sagen, aber ich brachte das Wort nicht über die Lippen. Er verstand mich auch so. Ein junger Fabrikant war es, stattlich und vornehm. Es hieß, er habe des Meisters Geld mit ins Geschäft genommen.

Ich lachte auf — also darum!

Aber sehen wollte ich sie doch, jetzt gerade! Wo war noch gleich ihre Wohnung?

Klaus erschrak: „Du kannst doch nicht so — komm herein, iß erst einmal, dann sehen wir weiter.“

Ich wollte und konnte nichts essen, litt es aber, daß er meinen Anzug säuberte. Auch ein Geldstück schob er mir in die Tasche, ohne daß ich es recht begriff. Dann ging ich fort, zu Luise.

Ein hübsches Haus, in einem schönen Vorgarten.

Ich zog die Klingel, und ein Mädchen öffnete.

Ich wollte Luise sprechen — die Frau — die junge Frau. — Das Mädchen sah mich verwundert und mißtrauisch an und ließ mich nicht eintreten.

„Ich muß — hören Sie, ich muß sie sprechen! Sie kennt mich. Sagen Sie nur, Paul sei da — ganz recht, Paul — weiter nichts.“

Sie ging, aber sie schloß vor mir ab. Dann kam sie wieder und öffnete schweigend die Tür. Ich trat ein, stand auf einem hellen Flur und dann in einem Zimmer, trat weich auf schwere Teppichen, sah die kostbare Einrichtung und entdeckte am Fenster den Nähtisch, meinen Nähtisch. Plötzlich ging eine Tür, und eine junge Frau in einem hellen Kleide stand vor mir.

„Luise!“ ein wilder Aufschrei aus einem blutenden Herzen, aber er kam nicht über die Lippen, er erstickte in einem leidgeschwollenen Stöhnen, und ich hielt die Zähne zusammengepreßt.

„Paul —“ sagte sie unsicher und blieb mitten in ihren Worten stecken. Wie schön sie war, nur ein wenig blaß, aber lieblicher noch als früher mit der zarten Farbe des schmalen Kindergesichts und dem weichen Zug um den Mund, der ihr etwas unsagbar Frauliches gab.

Und nun lächelte sie und streckte mir beide Hände entgegen: „Paul — wie lieb, daß Du einmal kommst.“

Ihr Lächeln ertrug ich nicht, und nun sprengte das Herz doch die zusammengekniffenen Lippen. „Luise!“ schrie ich auf, erschüttert, von Qual und Jammer zerrissen, und umklammerte ihre Hände.

(Fortsetzung folgt.)